

kern genutzte Argumentation gegen Habsucht – verstanden als die Forderung nach über den unmittelbaren Lebensunterhalt hinausgehenden Abgaben – bedeutete nicht zwingend eine Argumentation gegen den Markt, wohl aber gegen die Priester als unzumutbare Kaufleute, Händler und Monopolisten. Durch den Bürgerkrieg waren Handwerk und Handel schwer getroffen, schlechte Ernten trugen ihren Teil zur Verschlechterung der ökonomischen Situation bei. 1650 – das Jahr nach der Hinrichtung des Königs – war ein Jahr der Wirtschaftskrise.

Brace sieht in der Sprache der „Verbesserung“ (*improvement*) und der landwirtschaftlichen Revolution eine Reihe von Argumenten für Privateigentum, Eigeninteresse und Profit. Die Einhegungen von Land, durchaus auch bekämpft von Aristokraten mit einem Verantwortungsgefühl für die Landbevölkerung, entrissen der Priesterschaft zusätzlich die Argumentationsgrundlage für den Zehnten.

„Once profit and pleasure both came from labour, and from a particular kind of productive, manual labour at that, the minister's entitlement to his maintenance out of the fruits of that labour looked more flimsy“ (S. 82). *Brace* wendet sich im vierten Kapitel gegen Macphersons strikte Unterscheidung zwischen kollektivem und privatem Eigentum. Gerade in der Debatte um den Zehnten, die Fragen der Moral und Religion aufwarf, wurde die Komplexität der Beziehung zwischen öffentlichem und privatem Eigentum sichtbar. Eine Vielzahl von Anschauungen über Eigentum traf in den fünfziger Jahren des 17. Jhs. in Erscheinung, die nicht immer eine eindeutige Zuordnung zu einer Kategorie (z. B. Besitzindividualismus) zulassen.

Für John Locke sollte die Sprache der Einhegungsbewegung zentral für seine Eigentumstheorie werden. Er nahm Sprache und Ideen der Reformen der fünfziger Jahre auf; er akzeptierte die Trennung von Land und Arbeit und ge-

stand allein der Arbeit den Anspruch auf Eigentum zu. Eigentumsrechte konnten bei Locke allein im Individuum ihre Wurzeln haben. Die Kirche war für ihn eine freiwillige Gemeinschaft (*society*), so wie es bereits in den Vorstellungen der Baptisten Jahrzehnte zuvor propagiert worden war. Religiöses Bekenntnis war bei Locke eine Frage des persönlichen Nutzens, außerhalb der staatlichen Rechtsprechung, zu behandeln wie Privateigentum und durch entsprechende Rechte garantiert. Macpherson hatte sehr deutlich zwischen dem Besitzindividualismus Lockes und dem Individualismus im puritanischen politischen Denken mit seiner Zuweisung gleicher sittlicher Werte für alle Menschen unterschieden. Die Arbeit von *Brace* ist hingegen bestrebt, die Verbindungen dieser Diskurse aufzuzeigen, zu zeigen wie besitzindividualistisches Denken à la Locke seine Vorläufer im Diskurs der „Verbesserung“ (*improvement*) vor allem in der Frage der Behandlung der Armen hatte, denen nach *Brace* weitestgehend nur der gesellschaftliche Objektstatus zuerkannt wurde. Die Auflösung von Gemeinschaftseigentum an Land und die Infragestellung des Zehnten waren zwei entscheidende Momente, die Vorstellung eines auf Privateigentum basierenden freien Individuums durchzusetzen; in der sich durchsetzenden Form war das nicht immer beabsichtigt von den Gegnern des Zehnten in der Mitte des 17. Jhs.

Roland Ludwig

Sepp Linhart/Erich Pilz (Hrsg.), Ostasien. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Promedia, Wien 1999, 270 S.

Für eine adäquate Besprechung des vorliegenden Sammelbandes ist es erforderlich, zunächst auf den Kontext seiner Entstehung und damit verbundene Zielstellungen zu verweisen. Resultat einer

Ringvorlesung zum gleichnamigen Thema an der Universität Wien 1998/99, mit der eine Reihe weiterer Veranstaltungen zur „außereuropäischen“ Geschichte zwecks Überwindung von Eurozentrismus gerade auch in den historischen Disziplinen eingeleitet wurde, soll er zugleich als Lektüre für ein an Allgemeinwissen über den ostasiatischen Raum interessiertes studentisches Publikum dienen – ist er mithin als Lehrbuch konzipiert, von dem die Herausgeber hoffen, daß es auch an anderen Universitäten Verwendung finden möge. Bewertet man ihn aus dieser Perspektive, so kann der Bd. trotz der qualitativen Unterschiede der einzelnen Beiträge als Einführung in diese Region und Probleme ihrer Modernentwicklung nur empfohlen werden. Aber auch Spezialisten sollten ihn studieren, und zwar zum einen deshalb, weil es denen unter ihnen, die sich ebenfalls schon länger darüber Gedanken machen, wie man diesem Erfordernis auf ideale Weise nachkommen könnte, eine willkommene „Reibfläche“ für die Suche nach auch anderen Wegen bietet, wozu am Schluß einige wenige Gedanken geäußert werden sollen. Zum anderen spiegelt der Bd. wohl den gegenwärtigen Stand, d.h. auch ein bestimmtes Spektrum an Methoden und Annäherungsweisen an die Region in den deutschsprachigen ostasienwissenschaftlichen Studien wider, der den allgemein interessierten Lesern damit demonstriert werden kann.

Um dem eigentlichen Anliegen des Buches – Grundzüge von Modernisierungsprozessen, der Bildung von Nationalstaaten und Zivilgesellschaften vor allem in China und Japan zu vermitteln – nachkommen zu können, wurden zwei Beiträge an den Anfang gestellt, die der Vormoderne beider Länder gewidmet sind. Während *Linhart* sich für Japan dabei auf eine am traditionellen Wissenskanon der Japanologie orientierte Skizze der Herrschafts- und sozialen Verhältnisse der Edo-Zeit (17. bis Mitte

19. Jh.) beschränkt, stellt *Richard Trapp* auf knapp sieben Seiten China in drei Etappen von der mythischen Vorzeit bis zum Ende der dynastischen Zeit (1911) als einen Kulturkreis und ein Staatsgebilde vor, das von einer spezifischen Verbindung der drei philosophischen Schulen des Konfuzianismus, Legalismus und Daoismus getragen worden sei. Als Korrektiv zu Darstellungen dieser Art sehe ich den Beitrag von *Jürgen Osterhammel*, der Chinas „langes 19. Jh.“ von 1800 bis 1916 als Prozeß des Reichsverfalls und gesellschaftlicher Neubildungen vorstellt und gleich eingangs darauf verweist, daß zwar eine „konsequent analytische Untersuchung des 19. Jhs. ... auf den roten Faden einer zusammenhängenden Erzählung ganz verzichten ...“, die außerordentlichen regionalen Unterschiede in einem Land von kontinentalen Ausmaßen unterstreichen und sozialgeschichtliche Aussagen über die chinesische Gesellschaft möglichst vermeiden (würde). Dem stehen jedoch die Erfordernisse von Darstellung und Vermittlung im Zusammenhang vergleichender Geschichtsbetrachtung entgegen. Wer nicht gerade mit der chinesischen Geschichte vertraut ist, benötigt zunächst eine chronologisch-erzählende Grundorientierung“ (S. 31). Zumindest ein Problembewußtsein für lineare Narrationen nationaler Geschichten wird hier geweckt, zumal von „fremden“.

Zu bemerken ist für diesen einleitenden, aber auch für die folgenden Teile, daß Korea unterbelichtet bleibt. Ein einziger Beitrag widmet sich diesem dritten großen ostasiatischen Land: *Manfred Pohl* skizziert die Zeitgeschichte Koreas seit 1945 anhand vor allem politischer Ereignisse. Die ökonomischen und politischen Geschehnisse der letzten knapp zwei Jahrzehnte sind es daher, die am Schluß des Bandes (in der Gegenwart angekommen) den Rhythmenwechsel der Beiträge „China (Vormoderne) – Japan (Vormoderne) – China (19. Jh.) –

Japan (1850er Jahre bis 1912, *Wolfgang Schwentker*) – China (1911–1949, *Erich Pilz*) – Japan (vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg, *Sabine Frühstück*) – China (Mao-Zeit 1949–1978, *Mechthild Leutner*) – Japan (nach 1945, *Sepp Linhart*)⁴⁴ bewirken: „Korea – China (20 Jahre Reformpolitik 1978–1998, *Thomas Heberer*) – Japan (Spätmoderne 1970er Jahre bis 1998, *Wolfram Manzenreiter*) – Tigerstaaten Singapur/Hongkong/Taiwan/Südkorea (Zeitgeschichte, *Dieter Stiefel*)“⁴⁵. Der abschließende Artikel „Ostasiens Beitrag zur Weltkultur im 19. und 20. Jh.“ von *Sang-Kyong Lee* bestätigt dann noch einmal den Charakter eines Sammelbandes: Am Ende des Semesters boten Einblicke in den westlichen Japonismus aber gewiß gerade Wiener Studenten einen willkommenen Anlaß, in den entsprechenden Museen (oder Musikhäusern) des einstigen Zentrums dieser Strömung die Produkte sich gegenseitigen Spiegels der Kulturen original zu genießen.

Dieser Aufsatz, die Struktur des gesamten Buches wie auch derjenigen Einzelbeiträge, die ein komparatives Element beinhalten (*Osterhammel, Schwentker, Pilz, Frühstück, Heberer, Stiefel*) regen zu einer weiteren Überlegung an: Beherrschend ist die „bipolare“ Perspektive, die Japan oder China mit „westlichen“ Entwicklungen vergleicht, nicht aber die ostasiatischen Länder untereinander bzw. in einem „Triangel“-Verhältnis mit dem „Westen“, ohne daß letzterer als Zentrum (=Modell) fungiert, um das die peripheren Abweichungen kreisen („Anschluß an den universalen Zivilisationsprozeß“, *Schwentker* S. 62). *Osterhammel* deutet solche Vergleiche an (z.B. S. 37). Und *Stiefel* vergleicht natürlich die vier Tigerstaaten auch miteinander, aber Maß aller Dinge ist für ihn letztlich doch ein verflachter modernisierungstheoretischer Entwurf (tendenziell auch für *Heberer*), und die These vom „konfuzianischen Geist“ (auch von einem „asiatischen Wertesystem“),

der/das ähnlich dem „protestantischen“ hinter den Erfolgen wie Problemen dieser Länder steht, ist für gehobene Zeitungen und Zeitschriften sicher akzeptabel, in der Wissenschaft stehen sie aber seit längerem auf dem methodischen und metatheoretischen Prüfstand.

Ein nächster Schritt, den historischen Blick über die eigenen (nationalen) Gesellschaften hinaus zu erweitern und auf diese Weise deren konstruktiven Charakter sowie die dahinterstehenden Motive und Ziele zu problematisieren, könnte also darin bestehen, daß aus den Überblicksdarstellungen einzelne Etappen, Problemfelder oder gesellschaftliche Bereiche, Gruppen herausgegriffen und im ostasiatischen Kontext selbst miteinander verglichen werden. Das Verhältnis japanischer, chinesischer und koreanischer Intellektueller etwa zu Staat und Gesellschaft, deren je spezifische Rezeptionsweisen „westlicher“ Kultur, ihre Institutionalisierung, ihre Netzwerke in Ostasien, ist ein Thema, das im Rahmen solcher Konzepte wie „Zivilgesellschaft“, „Öffentlichkeit“, Verhältnis Masse – Elite u.a. zu diskutieren ist, deren „westliche“ Varianten dabei kontextualisiert, also relativiert werden sollten. Auch der Kulturbegriff sollte hinsichtlich ostasiatischer moderner Gesellschaften über Philosophie und „hohe“ Kunst in den Alltag hinein erweitert werden. Sind doch gerade in diesem Bereich in den letzten beiden Jahrzehnten in dieser Region interessante Entwicklungen in Populär- und Massenkultur zu beobachten. Die gewiß zu begrüßende Blickerweiterung auch auf die „Kleinen“ der Region sollte nicht auf Politik und Wirtschaft begrenzt werden, weil gerade alltagskulturelle Faktoren Erklärungspotentiale von Phänomenen in sich bergen, für die sonst schnell wieder abstrakte und verschwommene „asiatische“ Werte und Traditionen herhalten müssen.

Vom „Sammelband“ zu systematisch vernetzten, aber auch exemplarischen

Problemdarstellungen – das wäre die Ebene des Ideals. Doch soweit sind die Experten selbst noch nicht, was u.a. auch institutionelle Ursachen hat. Begnügen wir uns also zunächst mit dem Realen, und da bietet der Wiener Bd. durchaus empfehlenswerten Lese- und Diskussionsstoff.

Staffi Richter

Christof Dipper, Rainer Hudemann, Jens Petersen (Hrsg.), Faschismus und Modernen im Vergleich (Italien in der Moderne 3), S-H-Verlag, Köln 1998, 276 S.

Im dritten Bd. der Reihe „Italien in der Moderne“, zugleich Festschrift für Wolfgang Schieder zum 60. Geburtstag, werden verschiedene Einzelbeiträge geboten, die bisher weniger erforschte Aspekte der Faschismusforschung präsentieren und zumindest punktuell daraus neue Perspektiven für eine empirisch geprägte vergleichende Faschismusforschung abzuleiten versuchen. Als Schwerpunkte kristallisieren sich dabei die Themen der Kollaboration und Besatzungspolitik, Stellenwert und Praxis des Antisemitismus und Rassismus sowie die Beziehung zwischen Gewalt und Überzeugung heraus. Da sich die Herausgeber stark gegen eine in der italienischen Historiographie verbreitete Tendenz wenden, den italienischen Faschismus gegenüber dem deutschen Nationalsozialismus als weniger grausam und totalitär zu entlasten, akzentuiert der Bd. dagegen, daß sich hinsichtlich Gewahpotential und Antisemitismus die Unterschiede eher reduzieren. Bei diesem insgesamt allerdings recht heterogenen Bd. muß sich der Rezensent darauf beschränken, die sich in den Beiträgen abzeichnenden Theoreme kürzerer und mittlerer Reichweite und weitere Potentiale anzudeuten.

Im Anschluß an den Forschungsüberblick der Herausgeber beschreibt *Hans Mommsen*, den bisherigen Forschungs-

stand bündelnd, die NSDAP als Typus einer faschistischen Partei, die im Zuge der kumulativen Radikalisierung während des Zweiten Weltkrieges schließlich zu ihren revolutionären Anfängen zurückfindet. Als einzigen Vergleichspunkt spricht er das Fehlen von institutionalisierten Gremien an und hebt darauf ab, daß in der italienischen Partei schließlich der Großrat den Diktator selbst abgesetzt habe. Weitere Vergleiche zur Parteigeschichte unterbleiben, so daß die Funktion des Beitrags unklar bleibt.

Der Abschnitt „Italienischer Faschismus in der historiographischen Diskussion“ stellt sich dar als eine Auseinandersetzung um Renzo De Felice (1929–1996), der seit 1965 mit seiner monumental, aber unvollendet gebliebenen Mussolini-Biographie die italienische Faschismus-Diskussion entscheidend mitkonditioniert hat. *Jens Petersen* zeigt, wie De Felice im Laufe der Zeit die Unterschiede zwischen NS und italienischem Faschismus immer stärker betonte und schließlich die Regime qualitativ unterschied, welche Kritik er historiographisch und historiographiepoltisch auf sich zog und damit zu einer langanhaltenden Bildung politisch-ideologisch geprägter Lager in der italienischen Faschismusforschung beitrug. Erst zuletzt habe eine stärkere, empirisch gestützte Historisierung begonnen, ohne die Lager wirklich aufzulösen. Leider bezieht *Petersen* in seinen Überblick weder die deutsche Diskussion über den Faschismus noch die angelsächsischen Forschungen ein, um den Stellenwert des italienischen Diskurses und dessen Wechselwirkung mit anderen Diskursen über die zwei Jahrzehnte ausloten zu können. Ebenso fehlt eine Rückbindung an bestimmte Themenschwerpunkte, die eine Diachronie der Forschungsurteile ermöglicht hätte.

Deutlich gegen De Felices frühe These, Mussolini habe antisemitische Maßnahmen erst 1938 unter dem Druck der Nationalsozialisten eingeleitet, setzt sich *Enzo Collotti* ab: Er betont die längere